

EINLEITUNG

Die Grundidee einer Erziehung, die sich an Jugendliche richtet, besteht darin, dass sie es sind, durch die sich eine Gesellschaft wieder aufbaut. Somit ist das Hauptproblem der Gesellschaft vor allem die Erziehung der Jugend (also das Gegenteil dessen, was derzeit geschieht).

Das Hauptthema für uns, bei all unseren Vorträgen, ist die Erziehung: wie wir einander erziehen, worin die Erziehung besteht und wie sie sich vollzieht, eine Erziehung, die wahr sein und dem Menschsein entsprechen soll. Es geht also um die Erziehung des Menschlichen in uns, das heißt des Ursprünglichen in uns, das in jedem von uns eine andere Gestalt annimmt, auch wenn jedes Herz im Grunde und in seinem Wesen gleich ist. Inmitten der Vielfalt von Ausdrucksformen, von Kulturen und Gebräuchen ist das Herz des Menschen ja immer *eins*: Mein Herz ist dein Herz, es ist das gleiche Herz wie das Herz eines Menschen, der weit weg von uns lebt, in einem anderen Land oder Kontinent.

Die erste Sorge einer wahren und angemessenen Erziehung ist es, das Herz des Menschen so zu erziehen, wie Gott es erschaffen hat. Moral ist nichts anderes als die Fortsetzung jener Haltung, in der Gott den Menschen den Dingen gegenüber und in der Beziehung zu ihnen ursprünglich erschafft. Unter dem vielen, was zur Erziehung zu sagen ist, ist uns Folgendes besonders wichtig:

1. Um zu erziehen, muss man das *Überlieferte* angemessen vorschlagen. Ohne diesen Vorschlag des Überlieferten, ohne die Kenntnis der Überlieferung, der Tradition, wächst der junge Mensch entweder verkopft oder skeptisch auf. Wenn ihm niemand eine bestimmte Arbeitshypothese vorschlägt, dann erfindet der

Jugendliche eine solche eben, auf verkopfte Weise. Oder er wird skeptisch, was viel bequemer ist, denn er braucht sich nicht einmal die Mühe zu machen, seinem eigenen Entwurf treu zu bleiben.

In dem Buch *Realtà e giovinezza. La sfida* (Wirklichkeit und Jugend. Die Herausforderung) habe ich geschrieben: „Die bewusst angenommene Tradition bietet eine ganzheitliche Sicht der Wirklichkeit, eine Sinnhypothese, eine Vorstellung von der Bestimmung.“ Man tritt in die Welt ein mit einer Vorstellung von der eigenen Bestimmung, einer Sinnhypothese, die in Büchern noch nicht ausgeformt ist. Sie ist eben das Herz, wie wir vorhin sagten. Und weiter: „Die Tradition ist ja wie eine Arbeitshypothese, mit der die Natur den Menschen in den Vergleich mit allen Dingen wirft.“²

2. Die zweite dringende Notwendigkeit: Das aus der Vergangenheit Überlieferte kann dem Jugendlichen nur dann vorgeschlagen werden, wenn es in einer gelebten Gegenwart angeboten wird, die dessen Entsprechung mit den letzten Bedürfnissen des Herzens erweist. Mit anderen Worten: in einer gelebten Gegenwart, die die Gründe des eigenen Daseins aufzeigt. Nur dieses Gelebte kann eine Tradition, das heißt Überliefertes, vorschlagen und hat auch das Recht und die Pflicht dazu. Wenn aber das Überlieferte nicht deutlich wird, wenn es nicht in einer gelebten Gegenwart vorgeschlagen wird, die versucht, ihre eigenen Gründe zu benennen, dann ist es unmöglich, das dritte zu erreichen, das für die Erziehung notwendig ist: die Kritik.

3. Eine wahre Erziehung muss eine Erziehung zur Kritikfähigkeit sein. Bis zum Alter von zehn Jahren (heute vielleicht schon früher) kann ein Kind noch sagen: „Die Lehrerin hat das gesagt, die Mama hat das gesagt.“ Wieso? Weil jemand, der das Kind liebt, ihm in seinem Rucksack von Natur aus das Beste von dem mitgeben wird, was er selbst in seinem Leben erfahren und für sich gewählt hat. Aber an einem bestimmten Punkt gibt die Natur

² Vgl. L. Giussani, *Realtà e giovinezza. La sfida*, SEI, Turin 1995, S. 165.

dem Kind (oder dem, der Kind war) den Impuls, den Rucksack von den Schultern zu nehmen und ihn vor sich hinzustellen. Auf Griechisch heißt das *pro-bállo*, daraus leitet sich das Wort „Problem“ ab. Es geht also darum, dass das, was andere uns mitgegeben und gesagt haben, zum Problem, zu einer Frage wird! Wenn es nicht zum Problem wird, wenn wir es nicht hinterfragen, wird es nie reif werden. Wir werden es entweder völlig irrational aufgeben oder genauso irrational daran festhalten.

Wenn man den Rucksack vor sich hingestellt hat, beginnt man darin herumzuwühlen. Auf Griechisch sagt man für dieses „Herumwühlen“ *krinein, krisis*. Daher kommt das Wort „Kritik“. Kritik besteht also darin, sich Rechenschaft über die Dinge zu geben, und hat damit nicht unbedingt einen negativen Sinn.

Der Jugendliche wühlt also in dem Rucksack und vergleicht durch diese Kritik das, was er darin findet, das heißt das, was ihm die Tradition mitgegeben hat, mit den Sehnsüchten seines Herzens. Das letzte Urteilkriterium liegt in der Tat in uns selbst, sonst wären wir uns selbst entfremdet. Und dieses letzte Kriterium, das in jedem von uns liegt, ist bei allen gleich: Es ist das Bedürfnis nach Wahrem, Schönem und Gutem. Unabhängig von allen möglichen unterschiedlichen Arten, wie die Phantasie diese Bedürfnisse ausgestalten kann, sind sie im Grunde für alle identisch. Sie sind identisch in ihrer Dynamik, auch wenn sie in den unterschiedlichen Umständen der Erfahrung jeweils anders erscheinen.

Die Erziehung zur Kritikfähigkeit ist etwas ganz Wichtiges: Der junge Mensch empfängt etwas aus der Vergangenheit durch eine gelebte Gegenwart, auf die er stößt und die ihm dieses Überlieferte vorschlägt und ihm die Gründe dafür liefert. Er aber muss sich dieses Überkommene genau anschauen, es mit seinem Herzen vergleichen und dann sagen: „Es ist wahr“, „Es ist nicht wahr“, oder: „Ich habe Zweifel“. So kann er mit Hilfe einer Gemeinschaft (ohne eine solche Gemeinschaft ist der Mensch zu sehr den Stürmen seines Herzens ausgeliefert, im schlechten, instinktiven Sinne des Wortes) „ja“ oder „nein“ sagen. Auf diese Weise gewinnt er seine Gestalt als Mensch.

Wir haben wahrlich zu viel Angst vor dieser Kritik gehabt. Und wer keine Angst davor hatte, hat die Kritik schlecht eingesetzt, also ohne zu wissen, worum es geht. Kritik ist auf etwas rein Negatives verkürzt worden, einfach weil jemand etwas, was ihm gesagt wurde, in Frage stellte. Wenn ich dir etwas sage und du es hinterfragst, dir die Frage stellst: „Ist das wahr?“, dann ist das gleichgesetzt worden damit, es anzuzweifeln. Die Gleichsetzung von Problem und Zweifel ist eine Katastrophe für das Bewusstsein der Jugend.

Der Zweifel steht am Ende einer Untersuchung (auch wenn es vielleicht ein vorläufiges Ende ist). Das Problem oder das Hinterfragen dagegen ist eine Aufforderung, das zu verstehen, was ich vor Augen habe, ein neues Gut zu entdecken, eine neue Wahrheit, das heißt eine größere und reifere Befriedigung dadurch zu erfahren.

Wenn einer dieser Faktoren fehlt, Tradition, gelebte Gegenwart, die etwas vorschlägt und die Gründe dazu liefert, oder Kritikfähigkeit – wie bin ich meinem Vater dankbar, dass er mir angewöhnt hat, immer nach den Gründen zu fragen, wenn er mir jeden Abend vor dem Einschlafen sagte: „Du musst nach den Gründen fragen. Frag dich, warum!“ (Allerdings sagte er das aus ganz anderen Gründen!) – dann wird der Jugendliche wie ein welches Blatt, fern von seinem Zweig („Wo wehst du hin?“, fragt Leopardi³), zum Opfer der jeweiligen Windrichtung, seiner eigenen Wankelmütigkeit oder der öffentlichen Meinung, die von der Macht diktiert wird.

Wir wollen – das ist unser Ziel – die Jugendlichen befreien, sie von der geistigen Versklavung befreien, von der Gleichschaltung, die sie zu geistigen Sklaven anderer macht.

Von meiner ersten Unterrichtsstunde an habe ich immer gesagt: „Ich bin nicht hier, damit ihr das, was ich euch sage, übernehmt, sondern um euch eine wahre Methode beizubringen, mit der

³ G. Leopardi, „Imitazione“, in: *Canti. Gesänge*, Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 1999, S. 275.

ihr das, was ich euch sage, beurteilen könnt. Und das, was ich euch sage, ist eine Erfahrung, Frucht einer langen Überlieferung: 2000 Jahre.“

Diese Methode kennzeichnete von Anfang an unsere pädagogische Arbeit und machte ihr Ziel deutlich: aufzuzeigen, dass der Glaube den Bedürfnissen des Lebens entspricht. Durch die Formung in meiner Familie und im Seminar und später durch eigenes Nachdenken gelangte ich zu der tiefen Überzeugung, dass ein Glaube, der sich nicht in der täglichen Erfahrung finden ließe, der sich durch die Erfahrung nicht bestätigen ließe, der nicht imstande wäre, auf deren Bedürfnisse zu antworten, dass so ein Glaube nicht in einer Welt bestehen könnte, in der alles – alles! – das Gegenteil behauptete und auch heute noch behauptet. Das geht sogar so weit, dass selbst die Theologie dem lange nachgegeben hat.

Aufzuzeigen, dass der Glaube den Bedürfnissen des Lebens entspricht, und folglich – dieses „folglich“ ist mir wichtig – zu zeigen, dass der Glaube vernünftig ist, verlangt einen klar umrissenen Begriff von Vernunft. Zu behaupten, dass der Glaube die Vernunft „auf die Spitze treibt“, bedeutet, dass der Glaube den ursprünglichen Grundbedürfnissen des Herzens jedes Menschen entspricht. Die Bibel verwendet deswegen statt des Wortes „Vernunft“ das Wort „Herz“. Der Glaube entspricht also den ursprünglichen Bedürfnissen des menschlichen Herzens, die bei jedem Menschen gleich sind: das Bedürfnis nach Wahrem, Schönem, Gutem, Gerechtigkeit, Liebe, vollständiger Befriedigung, was, wie ich oft den Jugendlichen sage, dasselbe bedeutet wie „Vollendung“. (*Satisfacere* oder *satisfieri*, „befriedigen“, sind im Lateinischen analoge Begriffe zu *perficere*, „perfekt machen“, „vollenden“. Vollendung und Befriedigung sind also dasselbe, genauso wie Glück und Ewigkeit.)

Wir verstehen also unter Vernünftigkeit die Entsprechung zu den Grundbedürfnissen des menschlichen Herzens, mit denen jeder Mensch, ob er will oder nicht, ob er es weiß oder nicht, alles beurteilt, letztlich alles beurteilt, auf vollständige oder unvollständige Weise.

Deswegen bedeutet, den Glauben zu begründen, immer mehr, immer weiter, immer dichter die Wirkungen der Gegenwart Christi im Leben der Kirche zu beschreiben, der wahren Kirche, deren „Wächter“ der Papst in Rom ist. Es ist also ein anderes, neues Leben, was der Glaube vorschlägt.

Ein Verbrechen ist es, wenn man den Glauben vorschlägt und lebt wie eine Prämisse, die man nicht einhält, die nichts mit dem Leben zu tun hat. Mit dem Leben: Das Leben ist heute. Gestern ist vorbei und morgen gibt es noch nicht. Das Leben spielt sich heute ab. Ich wage den Jugendlichen zu sagen, dass das, was meine heutige Erfahrung in keiner Weise berührt, gar nicht existiert. Das gibt es einfach nicht. Ein Gott also, der nichts mit dem zu tun hat, was ich jetzt, heute erlebe, hat mit gar nichts zu tun, den gibt es einfach nicht. Es wäre ein Gott, den es nicht gäbe, ein Christus, den es nicht gäbe, ein Leib Christi, den es nicht gäbe. Vielleicht spukt er in irgendwelchen Theologenköpfen herum, aber nicht in mir, er kann nicht in mir sein.

Wenn man den Himmel von der Erde trennt, dann ist das ein Verbrechen, das den religiösen Sinn, oder besser: das religiöse Gefühl, vage und abstrakt werden lässt. Wie eine Wolke am Himmel, die sich schnell auflöst; sie zerfasert sich und verschwindet. Die Erde dagegen ist nach wie vor, ob man es will oder nicht, wie schon zu Adam und Evas Zeiten, beherrscht von Stolz, von Selbstbehauptung, von Gewalt. Der Rabbiner von Rom, Elio Toaff, hat in einem kürzlich erschienenen Buch geschrieben: „Das messianische Zeitalter ist genau das Gegenteil von dem, was das Christentum will. Wir [Juden] wollen Gott wieder auf die Erde bringen, und nicht den Menschen in den Himmel. Wir geben den Menschen nicht das Himmelreich, sondern wir wollen, dass Gott wieder auf der Erde herrsche.“⁴ Als ich das las, bin ich fast vom Stuhl gefallen! Genau das ist Kennzeichen des Charismas, mit dem wir das Christentum verstanden und empfunden haben. Denn das Christentum ist „Gott auf Erden“,

⁴ E. Toaff / A. Elkan, *Essere ebreo*, Bompiani, Mailand 1994, S. 40. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

und unser Werk hat die Verherrlichung Christi zum Ziel, des Menschen Christus, des Gottmenschen Christus. Die Verherrlichung Christi ist eine Angelegenheit in der Zeit, in Raum und Zeit, eine Sache der Geschichte, in der Geschichte, diesseits der letzten Grenze. Denn im Jenseits sorgt Er selber für Seine Ehre, im Jenseits ist sie nichts anderes als die Ewigkeit. Im Diesseits aber ist Seine Ehre geringer, wenn ich Ihm nicht diene.

Als ich im Gymnasium war und meinen geistigen Vätern lauschte – besonders einem gewissen Pater Motta, der sehr alt und scharfsinnig war –, hat mich von allem, was sie sagten, ein Satz am meisten beeindruckt: „Wenn du kein Opfer bringst, nicht betest, wie es sich gehört, deinen Pflichten nicht nachkommst, dann ist die Ehre Christi geringer.“ Die Vorstellung, dass ich die Ehre Christi schmälern könnte, fand ich demütigend. Das zeigt, dass sie mir vorher schon die Erfahrung alter, also reifer, im Glauben gestärkter Menschen vermittelt hatten, das heißt die Liebe zu Christus.

Im *Stabat Mater* von Dvořák (das fast so schön ist wie das von Pergolesi) singt der Bass an einer Stelle: *Fac ut ardeat cor meum, in amando Christum Deum, ut sibi complaceam*⁵. Da eines der Merkmale dieses *Stabat Mater* die unzähligen Wiederholungen der Phrasen sind, machte mich diese Strophe besonders betroffen, denn ich sah darin, was mich schmerzlich von der großen Mehrheit meiner Mitmenschen trennt: *ut ardeat ...*, die Totalität, mit der Christus sich aufdrängt und schließlich zum Gesetz des Handelns im Alltag wird. „In der Erfahrung der großen Liebe“, schreibt Guardini, wird „alles Geschehende [...] zu einem Begebnis innerhalb dieses Bezuges.“⁶ Alles. Ob es regnet oder ob ein schöner Tag ist, ob etwas gut läuft oder schlecht; Arbeit, Friede, Musik, Atem, Krankheit ... alles wird zu einem Ereignis innerhalb dieses Bezuges. Dieser Satz gilt für die Liebe zwischen Mann und Frau, wenn sie stark ist, aufrichtig, klar. Er

⁵ „Mach, dass mein Herz brennt in Liebe zu Christus, auf dass ich Ihm gefalle.“

⁶ R. Guardini, *Das Wesen des Christentums. Die menschliche Wirklichkeit des Herrn*. Grünewald/Schöningh, Mainz/Paderborn 1991, S. 14.

gilt auch für die Liebe zu einem Freund, es ist genau das gleiche. Wenn der Glaube das Sich-Einlassen Gottes auf das Menschliche bedeutet – jetzt, das Menschliche, jetzt und hier! –, dann versteht man nur allzu gut, was Guardini meint.

Im zweiten Kapitel des Galaterbriefs schreibt Paulus: „Soweit ich aber jetzt noch in der Welt lebe [Welt meint hier das, was durch Raum und Zeit definiert ist, was vergänglich ist], lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt hat und sich für mich hingegeben hat“⁷. Kann man sich einen Glauben vorstellen ohne dieses Gefühl, das einer Erfahrung in der Gegenwart entspringt? (Morgen wird es eine morgen gegenwärtige Erfahrung sein.) Das ist also die Überzeugung, aus der wir entstanden sind. Anders kann man sich den Glauben nicht vorstellen. Er wäre absurd, und es wäre absurd, ihm zuzustimmen! Es gibt unter den Freunden, die mir folgen, keinen, der das nicht so empfindet! Er kann Fehler machen, kann tausend Mal inkonsequent sein, kann Sünder sein wie ich, aber das ist der Weg.

Ich erinnere mich an meine erste Unterrichtsstunde im Gymnasium, in der Klasse 9 E des Berchet-Gymnasiums. Ich wollte gerade das Lehrerpult besteigen, da ging hinten links eine Hand hoch (ganz hinten, in der letzten Reihe). Ich dachte: „Oh, Gott! Es gibt gleich Schwierigkeiten, noch bevor ich überhaupt anfangen!“ und sagte: „Ja, bitte“. (Später sah ich im Klassenbuch, dass der Junge Pavesi hieß. Das weiß ich noch heute genau, nach vierzig Jahren!) „Es ist völlig überflüssig, dass Sie hier über Religion sprechen, denn um zu sprechen, muss man denken, das heißt, Sie müssten Ihre Vernunft gebrauchen. Aber die Vernunft im Bezug auf den Glauben zu gebrauchen, ist nutzlos, weil beide wie zwei Parallelen sind: Sie kreuzen sich nie. Die Vernunft kann etwas behaupten, der Glaube etwas ganz anderes. Das sind zwei getrennte Welten.“

Darauf sagte ich, etwas verunsichert von dem unerwarteten Einwand: „Entschuldigung, was ist Glaube?“ Der Schüler sah sich um. Die Kameraden grinsten verlegen. Also fragte ich forsch

⁷ Gal 2,20.

die ganze Klasse: „Wer von euch weiß, was Glaube ist? Wer kann ihn mir beschreiben, definieren, etwas dazu sagen, wie ihr wollt?“ Da wurden plötzlich alle ernst und keiner antwortete.

Ich wurde mutiger und sagte mit etwas festerer Stimme: „Sagen Sie mir doch bitte: Was ist Vernunft?“ Die Szene wiederholte sich. Also wandte ich mich wieder an die ganze Klasse und fragte: „Was ist Vernunft?“ Keine Antwort.

Da legte ich los, mit Vollgas versteht sich: „Ihr redet über Glaube und Vernunft, ohne die Bedeutung der Worte, die ihr verwendet, zu kennen? Schämt euch! Das ist eurer nicht würdig! Ihr seid jung, ihr müsst mit Klarheit und Ernsthaftigkeit ins Leben treten. Worüber ihr nicht Bescheid wisst, dazu müsst ihr sagen: ‚Ich weiß es nicht‘, und nicht darüber reden und urteilen.“ Als ich das Klassenzimmer verließ, stieß ich auf den Philosophielehrer, einen gewissen Herrn Miccinesi. Ich hatte schon während der Diskussion vermutet, dass er hinter der ganzen Sache stecken könnte, und sagte zu ihm: „Herr Kollege, diese Jungen scheinen mir etwas unaufrichtig zu sein, ohne es zu wollen. Sie benutzen Worte, deren Sinn sie nicht kennen, und urteilen danach.“ „Welche denn?“, fragte er, und ich erzählte ihm alles. „Die haben Recht“, antwortete er. „Wie? Sie sind auch der Meinung?“ Darauf sagte er: „Das zweite Konzil von Orange hat festgestellt, dass Glaube und Vernunft Gegensätze sind.“ „Schauen Sie“, antwortete ich, „ich habe ein paar Jahre Theologie gelehrt, aber ich kann mich nicht entsinnen, dass ich diese Aussage jemals den Seminaristen zu vermitteln gehabt hätte. Falls ich es aber getan hätte, würde ich jetzt behaupten, dass ich damals verrückt war. Aber Sie als Historiker müssten mir doch eigentlich zustimmen, dass nach der Hermeneutik der Geschichte ein Ausschnitt aus einem Text, eine halbe Seite, beurteilt werden muss im Rahmen des Bewusstseins und der Mentalität, die in der betreffenden Zeit herrschte.“ Für die Schüler machte ich folgendes Beispiel: Wenn ich sagte, *II faut se coucher avec les poules*, dann könnte jemand, der wenig Französisch kann, erschrecken, weil er meint, ich rate ihm, mit Hühnern zu schlafen. Er fände meine Aussage zumindest seltsam. Wer Französisch kann, weiß, dass es eine

Redewendung ist, die bedeutet, dass man früh zu Bett gehen soll. Nun, ich musste fort, und die ganze Klasse stand dicht gedrängt im Flur. (Wenn der Direktor vorbeigekommen wäre, hätte er uns eine Rüge erteilt!) Deswegen sagte ich dem Philosophielehrer (ich wollte nämlich nicht weggehen, ohne dass die Schüler wenigstens ein bisschen verstanden hatten oder etwas mitnehmen konnten): „Hören Sie, ich schwöre Ihnen, dass Sie hier vor mir stehen. Ist das vernünftig oder nicht?“ Und er antwortete: „Ja, das ist für Sie evident.“ „Und ich schwöre Ihnen und behaupte mit derselben Gewissheit, dass Amerika existiert, obwohl ich es nie gesehen habe.“ (Damals war ich überzeugt, dass ich auch nie hinreisen würde; später bin ich allerdings – leider – oft, zu oft dort gewesen!) „Und ich sage Ihnen jetzt, dass Amerika existiert, unabhängig davon, ob ich morgen oder übermorgen oder jemals hinfahren kann. Ist das Ihrer Meinung nach vernünftig oder nicht?“ Er zog es vor, sich selbst treu zu bleiben, und sagte: „Nein. Das wäre nicht vernünftig.“ Da rief ich: „Seht ihr, Jungs, was mich von eurem Philosophielehrer unterscheidet, ist nicht, dass ich glaube und er nicht, dass ich glaube und ihr nicht, sondern dass ich einen Begriff von Vernunft habe, wonach es für mich jetzt vernünftig ist zu behaupten, dass Amerika existiert, und für ihn nicht. Seid also vorsichtig mit eurem Philosophielehrer“, sagte ich vor ihm, „denn er kann euch zu einem Vernunftbegriff verleiten, nach dem es unvernünftig ist zu behaupten, dass Amerika existiert, wenn man es nie gesehen hat, während es vernünftig ist zu sagen, dass es jemanden gibt, der vor einem steht. Ich bin mir sicherer, dass es Amerika gibt, als dass er hier vor mir steht.“ So führte ich den Begriff der „moralischen Gewissheit“ ein.

Damit will ich unterstreichen, dass wenn der Glaube nichts mit Vernunft zu tun hätte, er auch nichts mit dem Leben zu tun haben könnte, denn die Vernünftigkeit ist die dem Menschen gemäße Art zu leben.

Was ich eben erzählt habe, hat mit dem theoretischen Gehalt der Bewegung zu tun, die entstehen zu sehen Gott mir die Gnade geschenkt hat und die ihren Ursprung aus diesem Geschmack an der Vernünftigkeit genommen hat, aus der Freude an einem

klaren Vernunftbegriff und daran, diese Vernünftigkeit in jeder Handlung immer wieder zu leben. Nebenbei bemerkt standen wir damit ziemlich alleine da im damaligen wie im heutigen kulturellen Umfeld. Man könnte sagen, dass wir zwischen einer schwachen Vernunft und dem heutigen Nihilismus die offenbarende Kraft und Dichte des Zeichens behaupteten. Es gibt nicht nur die schwache Vernunft und den Nihilismus. Es gibt auch dieses geheimnisvolle, aber reale, erfahrbare Phänomen einer Wirklichkeit, die Zeichen einer anderen Wirklichkeit ist. Der Glaube ist die Verherrlichung des Zeichens, des Wertes des Zeichens. So wurde die Vernünftigkeit unter uns zur Suche nach einer authentischen Art, die Wirklichkeit wahrzunehmen, indem wir die Ereignisse beurteilten und ihre Entsprechung zu den grundlegenden Bedürfnissen unserer Seele feststellten, oder unseres Herzens, wie die Bibel es nennt. Wir wollten damit den alten scholastischen Grundsatz umsetzen, nach dem die Wahrheit *adaequatio rei et intellectus*⁸ ist, eine Entsprechung zwischen dem Objekt und dem Selbstbewusstsein, das heißt dem Bewusstsein seiner selbst, also jenen Bedürfnissen, die das Herz ausmachen, die die Person ausmachen, ohne die sie nichts wäre!

Der Glaube wird somit als höchste Vernünftigkeit vorgeschlagen. Über diese Aussage lässt sich streiten, aber man muss versuchen zu verstehen, was damit gemeint ist. Der Glaube wird vorgeschlagen als etwas, das sich auf den höchsten Gipfel der Vernunft stützt. Wenn unsere menschliche Natur bei der Untersuchung oder der Wahrnehmung eines Dinges an ihren höchsten Punkt gelangt, dann spürt sie, dass es noch etwas anderes gibt. Das definiert den Begriff des Zeichens: Unsere Natur spürt, dass das, was sie lebt, das, was sie in Händen hält, auf etwas anderes verweist. Wir haben es als den „Fluchtpunkt“ bezeichnet. Diesen Fluchtpunkt gibt es in jeder menschlichen Erfahrung, ein Punkt also, der kein Schlusspunkt ist, sondern auf etwas anderes verweist. Das ist ein weiterer grundlegender Begriff unserer Lehre.

⁸ Thomas von Aquin, *Summa Theologiae* I, q. 16, art. 1.

Der Glaube wird also als höchste Vernünftigkeit vorgeschlagen, insofern die Begegnung mit dem Ereignis, die ihn vermittelt, eine Erfahrung und Entsprechung mit dem Menschsein hervorbringt, wie man sie sich sonst nicht vorstellen kann.

Nachdem Johannes und Andreas an jenem Nachmittag bei Jesus gewesen waren und zugesehen hatten, wie er sprach, kamen sie nach Hause und sagten: „Wir haben den Messias gefunden.“⁹ Der Text sagt nicht, was er ihnen sagte. Wer weiß, wie viel sie davon verstanden hatten! Aber es war klar, dass er anders war als andere Menschen, dass er etwas völlig Anderes war. Diese Frage stellten sie auch einige Zeit später, als er bei dem Sturm auf dem See das Wunder wirkte und sofort völlige Stille eintrat. Seine Jünger (die ja wussten, wer sein Vater, seine Mutter, seine Brüder waren, wo er wohnte; sie wussten alles über ihn, denn sie waren schon seit einigen Monaten ganz eng mit ihm zusammen) fragten sich erschrocken: „Was ist das für ein Mensch?“¹⁰ Dieser Mensch übertraf alles, was sie sich denken, vorstellen, erhoffen konnten, so dass sie dafür keine vernünftige Erklärung fanden: Er überstieg ihre Vernunft. Auf diese Weise entsteht der Glaube in mir und in dir, in jedem, aber natürlich mit Gottes Gnade! Die fehlte dem großen „Freund“ meiner jungen Jahre, Leopardi, dem Autor, den alle meine Freunde mit mir kennengelernt haben.

Ich erinnere mich, als ich im Gymnasium in der elften Klasse war und zum ersten Mal das alles zu ahnen begann. Nicht ein Lehrer hat es mir erklärt, sondern es wurde mir klar, als ich Leopardis Gedicht *Alla sua donna* las, in dem er eine Hymne an die Schönheit anstimmt. Nicht die Schönheit dieser oder jener Frau (einer der vielen Geliebten, die er hatte), sondern an die Schönheit schlechthin. Dort heißt es: „Lebendig dich zu schauen / Bleibt keine Hoffnung mir; / Wenn nur dereinst, allein und ohne Kleid, / Auf neuem Weg in fremde Räume dir / Mein Geist begegnet. Schon als sich der dunkle, / Der ungewisse Tag mir aufgetan, / Hab auf dem staubigen Pfad ich als Geleit / Dich mir gedacht.

⁹ Vgl. Joh 1,35-41.

¹⁰ Vgl. Mk 4,35-41.

Doch lebt auf dieser Erde / Nichts, was dir gleicht; will eine sich dir nahn / Und dir in Wort, Gesicht, Gebärden gleichen, / Sie muss beschämt vor deiner Schöne weichen.“

„Wenn nur dereinst ...“ ich in eine andere Welt eintreten könnte, eine neue Erde ... Als ich in der elften Klasse dieses Gedicht las, im Mai, verstand ich, was Leopardi erahnt hatte. Denn die Hymne an „seine Herrin“ endet mit folgender Strophe: „Bist eine du der ewigen / Ideen [eine der Ideen Platons vielleicht, o Schönheit, die du auf irgendeinem Stern wohnst] [...] Wenn eine andere Erde dich empfängt / Und Welten um dich kreisen sonder Zahl [...] Vernimm, wenn einer fremden Liebe Lied / Aus kurzen Leidensjahren zu dir zieht.“¹¹ Wie?! Wieso sollte ihr das „fremd“ sein, ihr, die unter uns gegenwärtig ist: Die Schönheit ist Mensch geworden, Fleisch geworden – Fleisch! –, und ist uns doch allen fremd. Sie war sich nicht zu schade, dieses sterbliche Fleisch anzunehmen, im Gegenteil: Sie ist in diesem sterblichen Fleisch zu uns gekommen, hat es zu uns gebracht, aber wir sind fern von ihr. Kurz, ich sagte mir damals: „Das ist das erste Kapitel des Johannesevangeliums: ‚Das Wort ist Fleisch geworden‘¹².“

Das war der einschneidendste Augenblick in meinem kulturellen Leben. Ich sage bewusst „kulturell“, denn so viel hat der Glaube mit der Vernunft zu tun. Und das, was ich vorhin sagte, habe ich mehr oder weniger schon damals erahnt: Der Glaube antwortet auf die Bedürfnisse des Herzens mehr als jede andere Hypothese. Deswegen ist er vernünftiger als jede andere rationale Hypothese.

Der Glaube wird als höchste Vernünftigkeit vorgeschlagen, insofern die Begegnung mit dem Ereignis, das ihn vermittelt, eine Erfahrung und Entsprechung mit dem Menschsein erzeugt, die ansonsten unvorstellbar und undenkbar ist.

Ich fand jene Intuition aus der elften Klasse später bestätigt, als ich zur Abiturvorbereitung den Essay von Giulio Augusto

¹¹ G. Leopardi, „Alla sua donna“ / „Seiner Herrin“, V. 12-22, 45-55, in: *Canti. Gesänge*, Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 1999, S. 128-131.

¹² Vgl. Joh 1,14.

Levi über Leopardi¹³ las. Man kann sich leicht vorstellen, wie überrascht ich war, als ich zu der Stelle kam, wo Levi die Hymne *Alla sua donna* als den Gipfel der dichterischen Entwicklung Leopardis bezeichnet, danach sei es bergab gegangen bis zu dem Gedicht *Der Ginster*. Er konnte nicht standhalten und hatte niemanden um sich, keine Freunde, keine Gefährten, die ihn herausfordert und gestützt hätten, den winzigen Schritt zu tun, den er hätte tun müssen: den Vergleich mit dem ersten Kapitel des Johannesevangeliums. Das, wonach du suchst, jene Hymne an die Schönheit, die du als Kind auf den Wegen dieser Welt zu finden hofftest, ist wirklich geschehen: Es ist die christliche Botschaft, das, was das Christentum verkündet. Und der damals berühmteste Literaturkritiker vertrat genau dieselbe Interpretation.

Als einer unserer Freunde vor Kurzem die letzte der Nachkommen Leopardis interviewen wollte, entgegnete diese, sie wolle keine Kritiker oder Journalisten mehr sehen, denn keiner von ihnen habe Leopardi verstanden. Dies allein sei der Grund, warum sie ihn nicht empfangen könne, er möge sie entschuldigen. Während sie noch sprach, warf er ein: „Aber ich habe Giulio Augusto Levi gelesen ...“ Da hielt sie plötzlich inne, drehte sich ruckartig um und fragte: „Wie? Sie haben Giulio Augusto Levi gelesen, so jung wie Sie sind? Sie sind der erste, der mir von Levi spricht. Er ist der einzige, der Leopardi richtig interpretiert hat, in dieser Hinsicht.“

Ich will damit nur sagen, dass ich nicht leichtgläubig bin. Und je mehr ich darüber spreche, je älter ich werde, um so mehr Geschmack finde ich daran ... und um so mehr schmerzt mich das Leid der Menschen, die noch nichts davon wissen. Und ich danke dem Herrgott vor allem für meine Mutter, denn ohne sie wäre die Kirche nicht zu mir gelangt.

„Sie bringen einander einen Respekt entgegen, der für andere unvorstellbar ist“, heißt es in dem *Brief an Diognet*¹⁴ über

¹³ G. A. Levi, *Giacomo Leopardi*, Principato, Messina 1931.

¹⁴ Vgl. PG 2, 1167–1186.

die Christen. „Respekt“ bedeutet etymologisch gesprochen, etwas anzuschauen und dabei etwas anderes „mitzusehen“, es gewissermaßen in den Augenwinkeln gegenwärtig zu halten, das heißt, alles, was es gibt, anzuschauen und dabei die Gegenwart von etwas anderem zu bemerken und mitzubetrachten. Kurz: Man kann voller Makel sein, alles falsch machen, inkohärent sein, aber das Leben als Christ ist der Glaube. Und der Glaube ist das Bewusstsein einer Gegenwart innerhalb der Sphäre jeder gegenwärtigen Erfahrung.

„Es gibt ein Ziel, aber keinen Weg“¹⁵, schreibt Kafka. Hier schließt sich ein weiterer, wichtiger Schritt an. Der Glaube ist genau der Weg zu dem, was die Vernunft vor allem sucht. Was sucht die Vernunft letztlich anderes als den Sinn des Lebens, den Sinn der Existenz, den Sinn von allem? Die gesamte zeitgenössische Philosophie beschränkt sich resigniert darauf zu fragen, ob es überhaupt einen Sinn gibt. Die dreihundert Menschen, die mit unserem großen Kardinal Martini durch Mailand gezogen sind, repräsentierten dreihundert verschiedene Religionen.¹⁶ Aber sie alle bringen zum Ausdruck, dass es einen Sinn gibt – genau wie der Satz von Kafka –, dass es einen Sinn gibt, jedoch auf so geheimnisvolle Weise, dass keiner weiß, wie er sich ihn zu denken hat. Es gibt keinen Weg!

Vor 2000 Jahren ist der Sinn selbst zu uns gekommen und hat uns gesagt: „Ich bin der Weg, die Auferstehung und das Leben.“¹⁷ Der einzige Mensch in der Geschichte, der jemals so etwas von sich behauptet hat!

Ich erlaube mir ein Letztes hinzuzufügen: Das Geschehen, um das es beim Glauben geht, ist ein Ereignis, das gelebt werden muss, nicht gelesen oder besprochen! Ein Ereignis muss gelebt werden, sonst ist unsere Haltung ihm gegenüber nicht angemessen. Der bekannte Exeget Heinrich Schlier schreibt

¹⁵ Vgl. F. Kafka, Aphorismen-Zettelkonvolut Nr. 26, in: *Nachgelassene Schriften und Fragmente* H, F/M 1992, S. 118.

¹⁶ Gemeint ist das Internationale Friedenstreffen „Menschen und Religionen“ in Mailand vom 19. bis 22. September 1993.

¹⁷ Vgl. Joh 14,6.

in einem seiner Bücher: „Sein innerer und eigener Sinn, also [das historische Ereignis] selbst in seiner Wahrheit, eröffnet sich immer nur einer sich darauf interpretierend einlassenden Erfahrung, die wahr ist, wenn sie diesem Geschehen adäquat ist.“¹⁸ Einer Erfahrung! Ein Ereignis offenbart sich dem, der an der Erfahrung dieses Ereignisses teilnimmt. Es offenbart sich nur einer Erfahrung, die wahr ist, wenn sie dem Geschehen angemessen ist. Das Ereignis, um das es geht, ist Gott, der Fleisch geworden ist, der Mensch geworden und gegenwärtig ist. „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“¹⁹ Er ist da, er ist jeden Tag da! Man muss sich auf diese Botschaft einlassen und die Erfahrung gemäß den Implikationen dieser Botschaft angehen. Er hat gesagt, er werde jeden Tag in der Gemeinschaft der Gläubigen gegenwärtig sein, die er versammelt und zu seinem geheimnisvollen Leib macht. Wir müssen uns auf diese Gegenwart einlassen und unser Leben in dieser Gegenwart leben, unter dem Einfluss dieser Gegenwart, beurteilt von dieser Gegenwart, erleuchtet von dieser Gegenwart, getragen von dieser Gegenwart.

Das Christentum ist ein Ereignis. Man muss ihm das Leben unterstellen, und zwar das ganze Leben, in jedem Augenblick. So wie „in der Erfahrung einer großen Liebe alles Geschehende [...] zu einem Begebnis innerhalb dieses Bezuges“ wird, wie Guardini sagt, so müssen wir dem christlichen Ereignis die ganze Geschichte unseres Lebens einschreiben.

Noch eine Schlussbemerkung: Eine solche Haltung ist ihrem Wesen nach ökumenisch. Erstens ein Konzept wie das beschriebene von Glaube und seinem Verhältnis zur Vernunft – der Glaube ist die endgültige Antwort auf die letzten Bedürfnisse des Menschen, die ihn ausmachen, auf die die Vernunft keine Antwort geben kann; sie führt aber, wenn man ihr auf den Grund geht, bis

¹⁸ H. Schlier, *Grundzüge einer paulinischen Theologie*, Herder, Freiburg im Breisgau 1978, S. 140.

¹⁹ Mt 28,20.

zu dem Punkt, an dem man sagt: „Hier wird auf etwas anderes verwiesen. Es ist also ein Zeichen. Alles ist Zeichen von etwas anderem.“ Zweitens die Idee des Christentums als Ereignis – deshalb ist die Grundregel für ein Verstehen des Glaubens, da er ja das Wahrnehmen eines Geschehens, eines Ereignisses ist, und keineswegs nur Worte oder Gedanken, dass man an dem Ereignis selbst teilnimmt, so angemessen wie möglich, und Gott bittet, einen dazu fähig zu machen. Diese beiden Dinge fördern das, was heutzutage das wichtigste Wort in der ganzen Diskussion um Religion zu sein scheint: die Ökumene. Seinem Wesen nach ist das Christentum, ist der christliche Glaube ökumenisch. Da er behauptet, die Wahrheit zu sein, fürchtet er sich nicht vor Auseinandersetzungen, im Gegenteil: Er nimmt aus jeder Begegnung vor allem das mit, was wahr ist, was ihm schon eigen ist, und formt sein Antlitz im Laufe der Geschichte mit jenem Großmut, mit dem er in allem, was ihm begegnet, das Wahre sieht, es hervorhebt und feststellt, ob es recht, gut und wahr ist. Er formt sich durch alles, was ihm begegnet, schließt nichts aus, verurteilt nichts. Er nimmt alles an, was ihm gegeben wird, und bejaht alles, was ist.

Wer dagegen mit dem Bewusstsein lebt, dass er nicht die Wahrheit hat, sondern nur ein zweifelhaftes Bild von ihr, über das sich streiten lässt, der muss sich unweigerlich verteidigen, er geht automatisch in die Defensive und überlässt das Übrige bestenfalls einer Toleranz. Wir sind gewohnt, in allem, *allem*, nach dem kleinen Stückchen Guten zu suchen, das darin stecken mag, und dieses aufzuwerten und anzuerkennen als Bruder und Gefährte auf unserem Weg. Also alles zu umarmen. Dazu schließt man sich zusammen. Das Zusammensein, das, was junge Leute beginnen, wenn sie eine Familie gründen, ist eine Umarmung, die immer weitere Kreise zieht. Sie wird nicht enger, sondern weitet sich auf die ganze Welt aus, müht sich ihrer Natur nach um die Welt, leidet für die Welt, nimmt teil an dem Leiden, das Christus am Kreuz für die Welt gelitten hat, und spürt die Auferstehung, den Pulsschlag der Auferstehung in all dem, was sich an Gutem überall und in jedem Menschen findet.

*Veritas Domini manet in aeternum*²⁰. Das Wahre bleibt für immer. Das ist unsere Auffassung von Ökumene, und darin verstehen wir uns zutiefst als Schüler von Kardinal Martini, der uns in allem, was er sagt, zu diesem Großmut aufruft. Auch, weil die Ökumene unser wahres Verständnis von Kultur ist. Die ersten Christen verwendeten das Wort „Kultur“ nicht; sie benutzten ein anderes Wort: *oikoumene*. Kultur ist ein Prinzip, von dem aus man alles zu erklären versucht, so weit man es vermag, und nach und nach aufbaut. Das Prinzip, das uns alles umarmen lässt, der Ursprung dieses Großmuts, ist Christus, der unter uns gegenwärtig ist, den wir unter uns erfahren: der Glaube.

So kann man auch verstehen, wieso sich der christliche Glaube damals in der Welt verbreitet hat, in der die *Pax Romana* herrschte, wo aber einer meilenweit vom anderen entfernt lebte und das Gesetz der Beziehungen die Gewalt war, mehr oder weniger. Das Christentum trat in diese Welt ein, indem es die *eirene*, den Frieden brachte. Denn Christus ist unser Friede, und das ist es, wonach wir uns am meisten sehnen, als Verheißung und als Unterpfand. Verheißung der Ewigkeit: der Friede dort, wo wir zusammenleben.

²⁰ Vgl. 1 Petr 1,25.